

## **Nachruf auf Hartmut Häußermann (1943–2011)**

Mit Hartmut Häußermann hat die deutschsprachige sozialwissenschaftliche Stadtforschung ihren wichtigsten Vertreter, Vermittler und Doyen im Alter von 68 Jahren verloren. Sein Tod in der Nacht vom 31.10. auf den 1.11.2011 hat eine ungewöhnlich hohe Aufmerksamkeit in den Medien gefunden – alle überregionalen Tageszeitungen und eine große Zahl an Rundfunksendern berichteten darüber, dass die wichtigste Stimme kritischer Stadtforschung im deutschsprachigen Raum künftig schweigen wird. Es ist ungewöhnlich, dass einem Sozialwissenschaftler in Deutschland eine so umfangreiche Medienaufmerksamkeit zuteilwird.

Dieses Ansehen hat sich Hartmut Häußermann nicht allein durch seine herausragenden wissenschaftlichen Leistungen erworben, sondern vor allem auch aufgrund einer eher seltenen Fähigkeit, komplexe gesellschaftliche Zusammenhänge mit einfachen Worten auf den Punkt zu bringen, sie verständlich zu machen und das Wissen mittels der Medien in die Gesellschaft zurückzuspielen. Er hat sich um ein breites gesellschaftliches Verständnis sozialer Prozesse, der Ambivalenz des sozialen Wandels und deren Niederschlag in großstädtischen Strukturen und Prozessen verdient gemacht.

Häußermann lagen intellektuelle Attitüden fern, und er vertrat auf zahlreichen Podiumsdiskussionen, in Vorträgen vor Multiplikatoren aus Politik, Verwaltung, Verbänden, Unternehmen, sozialen Trägern und der Wohnungswirtschaft und vor allem in Buchbeiträgen, deren Zielgruppe nicht unbedingt die „scientific community“ war, seine kritische Sicht auf die Ereignisse und Entwicklungen in deutschen Großstädten. Dabei hat er es verstanden, die Kritik so zu formulieren, dass sie angenommen werden konnte, sodass sie Bestandteil der wissenschaftlichen und politischen Diskurse wurde.

Häußermann hat seine Rolle als Sozialwissenschaftler immer als eine politische, kritisch aufklärerische verstanden – eine in den Sozialwissenschaften selten gewordene Haltung. Als Student der Soziologie, der Politikwissenschaften und Volkswirtschaft und AStA-Vorsitzender der Freien Universität Berlin war er maßgeblich an der Organisation der Studierendenbewegung der späten 1960er Jahre beteiligt. Dort begegnete er seinem zwei Jahre älteren Schulkollegen aus Waiblingen, Dieter Läßle, einem der vielen späteren wissenschaftlichen Partner und Ko-Autoren resp. Ko-Herausgeber, der damals AStA-Vorsitzender der Technischen Universität Berlin war – eine Reflexion dieser Zeit hat er zwanzig Jahre später in einem von Heinz Bude und Martin Kohli herausgegebenen Band über die Studentenbewegung in Berlin 1965–1970 verfasst. Bezeichnenderweise beschrieb er damals deren Hintergrund als Berliner Milieu und ging dessen Verortung in der Stadt nach. Hartmut Häußermann gehörte neben Dieter Läßle, Walter Siebel,

Thomas Krämer-Badoni, Marianne Rodenstein, Detlev Ipsen und Dieter Keim zu den Begründern des deutschen Zweiges der „new urban sociology“, was sie in dem gemeinsam herausgegebenen Band *Stadt und Raum* im Jahr 1991 manifestierten.

Häußermann hat – fast ausschließlich in wechselnder Ko-AutorInnenschaft – zwischen 1986 und 2008 acht Bücher verfasst, sieben herausgegeben und drei Sonderhefte für Zeitschriften (zweimal beim Leviathan und einmal als Materialien zur Raumentwicklung) gestaltet und zwischen 1983 und 2010 ca. 140 Aufsätze in Zeitschriften und als Buchbeiträge geschrieben. Dabei reichte die inhaltliche Spanne von diversen Aspekten der Stadtentwicklung (Amerikanisierung, Gentrifizierung, Migration und Integration, Segregation und Polarisierung, Entwicklung der Städte der ehemaligen DDR und im Sozialismus, „Soziale Stadt“ und Quartiersmanagement) über die Wohnsoziologie, regionalökonomische Wachstums- und Schrumpfungsprozesse, Armutsentwicklung, Ökologie, Arbeitsmarktbeobachtung (Frauenerwerbstätigkeit, informelle Ökonomie, neue Dienstleitungen, De-Industrialisierung, Verschwinden der Arbeitsplätze) bis zur Stadtplanung, dem „lokalen Staat“ und der Auswirkung der Globalisierung auf die Entwicklung der „Europäischen Stadt“.

Häußermann war von 1998 bis 2001 Vize-Präsident und von 2002 bis 2008 Präsident des Research Committee 21 „Regional and Urban Development“ der International Sociological Association. Er war Mitglied der Deutschen Akademie für Stadt- und Landesplanung (DASL) und der Deutschen Akademie für Raumordnung und Landesplanung (ARL) sowie Mitherausgeber resp. im wissenschaftlichen Beirat des Leviathan, der Zeitschrift für Soziologie, des Jahrbuchs für Regionalwissenschaft und des Berliner Journals für Soziologie.

Häußermann war nach seiner Assistenzzeit an der Freien Universität Berlin Professor in Kassel (1976–1978), Bremen (1978–1993) und Berlin (1993–2008), wobei ihn als Stadtforscher die Orte in seiner Arbeit prägten und er sich in den jeweiligen lokalen Diskurs kräftig einmischte. In Bremen, wo er auch die Zentrale Wissenschaftliche Einrichtung „Arbeit und Region“ leitete, waren es die De-Industrialisierung, die Lage der arbeitslosen ehemaligen Werftarbeiter und die Spaltung der Gesellschaft, die sich in seiner Sicht auf die sozialräumliche Drei-Teilung der Städte niederschlug (in Variation der vereinfachten Sichtweise der neo-marxistischen US-amerikanischen Stadtforschung, die von einer räumlichen Zwei-Teilung der Städte für die oberen und die unteren Klassen ausging).

In dieser Zeit schrieb Häußermann im Jahr 1987 zusammen mit seinem langjährigen kongenialen Partner, Walter Siebel, das aus meiner Sicht wichtigste Buch: *Neue Urbanität*. In diesem Suhrkamp-Band haben beide anhand zahlreicher Beispiele die Ambivalenz moderner Großstadtentwicklung beschrieben und auf die (mindestens) zwei Geschwindigkeiten dieser Prozesse hingewiesen. Dort war von den Modernisierungsgewinnern und -verlierern die Rede („Champagner und leere Gläser“), dort wurde die beginnende Gentrifizierung benannt („Vom Müsli zum Kaviar“), dort wurde die Endlichkeit der großstädtischen Steuerung analysiert („Von vollen zu leeren Schüsseln“), insbesondere wenn sie der modischen Neigung zur „Festivalisierung“ erliegt („Kulturpolitik oder Das Ende der Stadtkultur“). Für mich war dieses Buch deshalb so bedeutsam, weil in ihm die vielschichtigen Facetten ambivalenter Großstadtentwicklung beschrieben und in den Kontext der globalen Herausforderung gestellt wurden – also ein komplexes Bild

der Stadtsoziologie entworfen wurde. Zudem wurde das Buch in Stadtverwaltungen und von KommunalpolitikerInnen gelesen, und es öffnete dem Autor die Türen zum medialen Diskurs, wie seine zahlreichen Beiträge in der ZEIT und der Beilage „Aus Politik und Zeitgeschichte“ der Zeitung „Das Parlament“ zeigen.

Die Bremer Zeit war sicherlich die wissenschaftlich ertragreichste und sein Oldenburger Kollege, Walter Siebel, sein wichtigster Partner und – wohl auch aufgrund der mentalen Unterschiede – sein engster Freund. In dessen Haus in Südfrankreich entstanden zahlreiche Artikel und Bücher, wurden Ideen konzipiert, die nicht alle umgesetzt werden konnten. Vor einem knappen Jahr saßen beide noch dort und dachten über die Überarbeitung der zweiten Auflage ihres 1996 gemeinsam verfassten Buches *Soziologie des Wohnens* nach.

Die Bremer Zeit war wohl auch Häußermanns politischste hinsichtlich seiner theoretischen Positionen, der Radikalität der Sicht und der Gradlinigkeit der Argumente. Diese wurden nicht immer gern gehört (Vorteile des Schrumpfens im Ruhrgebiet), aber er blieb bei seiner Linie und unterstützte die Partei der Grünen argumentativ.

Viele der in Bremen und mit Siebel angeschobenen Projekte und Manuskripte gelangten erst in den ersten Berliner Jahren an die Öffentlichkeit (die Reflexion über New York, die Festivalisierung der Städte und die Dienstleistungsgesellschaft). In Berlin hat sich Häußermann zunächst einmal orientiert – innerhalb des Kreises der Kolleginnen und Kollegen der Humboldt-Universität, der geteilten Stadt, der politischen und Verwaltungslandschaft. Die Reflexion der ostdeutschen Städte, der Übergang von der sozialistischen Stadt zur kapitalistischen, ihr Schrumpfen und Rückbau sowie die Zukunft der Platte waren beherrschende Themen, aber auch die beginnende Gentrifizierung des Prenzlauer Berges, die er als dort Wohnender (übrigens mit Claus Offe in einem Haus) aus nächster Nähe beobachtete, ohne sich allerdings selbst zur „Schwaben-Mafia“ zuzurechnen.

Auch in Berlin schrieb er – zusammen mit Andreas Kapphan – über die Spaltung der Stadt (*Berlin: von der geteilten zur gespaltenen Stadt?*), aber anders als in Bremen weniger politisch, sondern empirisch basiert. Er legte den Finger in die Wunde der sozialräumlich auseinanderdriftenden Stadt, kritisierte die Rolle der Stadtverwaltung und unterbreitete Vorschläge, wie mit den neuen Herausforderungen planerisch umzugehen ist. Das machte ihn in der Bundeshauptstadt „staatstragend“ – im Ton verbindlich, aber in der Sache geradlinig. Er wurde Berater nicht nur der Senatsverwaltung Berlins, sondern auch des Bundestages, und er stellte sich dem medialen Interesse (vermied allerdings weitgehend Fernsehauftritte); zudem evaluierte er das bundesweit laufende Bund-Länder-Programm „Soziale Stadt“.

In Berlin wurde Hartmut Häußermann auch zu einem sehr beliebten Lehrer, weil er es verstand, mittels seiner Stadtanalysen Studierende für Fragen der Stadtsoziologie zu begeistern, die Berliner Stadtentwicklung kritisch zu betrachten und sich gesellschaftlich zu engagieren. Dabei war er – auch bei Problemen einzelner Studierender – immer auf der Seite derer, die von Investoren hinweggefegt zu werden drohten. Dieses Engagement wurde insbesondere deutlich, als im Jahr 2007 sein Mitarbeiter, Andrej Holm, mit dem Verdacht auf Mitgliedschaft in einer terroristischen Vereinigung festgenommen und ca. drei Wochen in Karlsruhe inhaftiert worden war. Häußermann initiierte daraufhin eine breite nationale und internationale Solidarität unter SozialwissenschaftlerInnen, verbun-

den mit einer scharfen Kritik am Umgang mit kritischen WissenschaftlerInnen, mit der es letztlich gelang, eine Haftaussetzung zu erreichen.

Eine weitere Facette seines wissenschaftlichen Arbeitens erwuchs aus der Rolle als Gründungssprecher des Georg-Simmel-Zentrums für Metropolenforschung an der Humboldt-Universität. Über eine intensivere Auseinandersetzung mit den Werken des soziologischen Klassikers, insbesondere seiner Großstadtsoziologie, stieß Häußermann auf die Originalliteratur der Chicagoer Schule der Stadtforschung der Jahre 1918–1929. Er bezog sich in seinen Publikationen zunehmend auch auf die Werke Robert E. Parks, dessen Haltung er sich offensichtlich verbunden fühlte: hinauszugehen in die Stadt, sich für das soziale Geschehen im Raum neugierig zu interessieren, es kritisch zu reflektieren und die Probleme klar zu benennen.

Hartmut Häußermann ist als Wissenschaftler immer ein politisch denkender und handelnder Mensch gewesen. Seine Rolle beschränkte er nicht auf die eines Lehrenden und Forschenden im Elfenbeinturm der Academia, sondern er meldete sich zu Wort, mischte sich ein und verstand es insbesondere in seinen letzten Jahren, seine Position mit empirischen Belegen zu untermauern. Häußermann entsprach damit auch nicht dem Klischee der heutigen Karriereprofile, die sich allzu sehr an der MINT-Logik anlehnen, denn er hat kein einziges Buch auf Englisch geschrieben, allerdings 22 Artikel in englischer, vier in französischer und einen Artikel in italienischer Sprache.

Der „scientific community“ der sozialwissenschaftlichen Stadtforschung in Deutschland wurde die wichtigste Stimme genommen. Hartmut Häußermann wird man nicht ersetzen können, dazu haben sich Habitus und Rolleninterpretationen, aber auch die Karrierewege und die Arbeitsbedingungen an den Hochschulen zu sehr verändert. Es wird vor allem seine anschlussfähige kritische Haltung sein, die wir im deutschsprachigen Raum lange werden vermissen müssen. Das wird es nicht leichter machen, der Stadtentwicklung in Deutschland weiterhin eine kritisch begleitende sozialwissenschaftliche Sichtweise gegenüberzustellen – seine Publikationen mögen einen lang nachwirkenden Fundus dafür liefern.

*Jens S. Dangschat*

## **Neue Wege in der Organisationsforschung – Bericht vom 9. SCANCOR-Workshop in Mannheim, 29.08.–02.09.2011**

Bevor James G. March im Jahr 1970 an die Universität Stanford berufen wurde, erhielt er an seinem damaligen Arbeitsort, der University of California in Irvine, Besuch von zwei skandinavischen Wissenschaftlern. Søren Christensen von der Handelshochschule Kopenhagen und Johan P. Olsen von der Universität Bergen interessierten sich sehr für Marchs neue Arbeiten zur Organisationsanalyse. Sie entschlossen sich daher, einen einjährigen Forschungsaufenthalt in Kalifornien zu absolvieren. Aus dieser Begegnung entstanden nicht nur eine enge persönliche Bindung zwischen den Wissenschaftlern und eine langjährige, ausgesprochen fruchtbare Zusammenarbeit, deren wohl einflussreichstes Ergebnis das inzwischen klassische Carbage Can Model of Organizational Choice ist. Über die Jahre entwickelten sich auch weitere lockere Bindungen zwischen verschiedenen

wissenschaftlichen Einrichtungen der Organisationsforschung in den Vereinigten Staaten und in Skandinavien, die den Austausch von Ideen, Materialien und Personen ermöglichen. Im Jahr 1989 erhielt dieser Austausch schließlich einen festen organisationalen Rahmen. Das Scandinavian Consortium for Organizational Research, kurz SCANCOR, wurde in Stanford gegründet, um dem wissenschaftlichen Netzwerk, das im Verlauf von über 20 Jahren aus persönlichen Beziehungen entstanden war, eine institutionelle Struktur zu geben.

Zu den Aktivitäten von SCANCOR gehört es, einen jährlichen Workshop mit ausgewählten Doktoranden aus europäischen Ländern zu veranstalten. Während dieser Zeit werden sie durch führende Wissenschaftler in der Arbeit an ihren Forschungsprojekten unterstützt. In diesem Jahr fand der Workshop vom 29. August bis 2. September 2011 in Mannheim statt. Organisiert wurde die Veranstaltung vom Institut für Mittelstandsforschung an der Universität Mannheim. Die lokale Heinrich-Vetter-Stiftung unterstützte die Durchführung finanziell. Das Thema orientierte sich an den Entwicklungen, die die Organisationsforschung in den letzten Jahren genommen hat. Der Titel der Veranstaltung „Workshop on Institutional Analysis“ machte deutlich, dass in der aktuellen Organisationsforschung neoinstitutionalistische Ansätze eine dominante Position einnehmen.

In öffentlichen Veranstaltungen am Vormittag präsentierten jeweils zwei Wissenschaftler die Ergebnisse aktueller Forschungsarbeiten. Die Vortragenden waren Walter W. Powell, Victoria Johnson, Jason Owen-Smith, Bruce G. Carruthers und Gili S. Drori aus den USA und Michael Woywode, Renate E. Meyer, Henning Hillmann, Giuseppe Delmestri und Georg Krücken aus Europa. In exklusiven Arbeitssitzungen am Nachmittag diskutierten die Doktoranden, angeleitet durch einen der Vortragenden des Vormittags, zum einen klassische und zeitgenössische Arbeiten der Organisationsforschung, zum anderen die Anwendung von Methoden in Bezug auf ihre eigenen Projekte. Ein umfangreicher Reader mit ausgewählten Texten unterfütterte die Diskussionen.

Walter W. Powell leitete durch den öffentlichen Teil des Workshops und übernahm in den Vormittagssitzungen gewissermaßen die Rolle des Conférenciers. Der fachliche Hintergrund der Doktoranden war breit gestreut. Es handelte sich nicht ausschließlich um Soziologen; auch soziologisch interessierte Betriebswirtschaftler und Studenten anderer verwandter Fächer hatten sich erfolgreich um die Teilnahme beworben und die im Vergleich geringe Gebühr in Höhe von 200 bis 500 € entrichtet. Neben Studenten aus skandinavischen Ländern und Frankreich sowie einigen PhD-Kandidaten aus den Vereinigten Staaten waren auch eine Reihe deutscher Doktoranden unter den Teilnehmern zu finden.

Den Auftakt der Präsentationen bildete der Vortrag von Walter W. Powell, Stanford University. Er sprach mehrere Themen an, die während des Workshops eine zentrale Rolle spielten. Powell präsentierte ein Forschungspapier zu der Frage, wie es unter US-amerikanischen Biotechnologiefirmen der ersten Generation zur Herausbildung einer besonders innovationsfähigen Organisationsform kommen konnte. Sogenannte amphibische Wissenschaftler, die als Forscher an nahen Universitäten angestellt und zugleich als Mitarbeiter in das private Unternehmen eingebunden waren, trugen einerseits Praktiken der wissenschaftlichen Gemeinschaft in die Firma, andererseits brachten sie kommerzielle Praktiken in die Universität. Daraus ergab sich eine spezielle Form von Innovation, die Powell als Transposition bezeichnete. Diese Innovationsform ist ganz besonderen Herausforderungen ausgesetzt, da die Legitimität der übertragenen Praktiken in den jeweils

neuen Sphären hoch umstritten ist. Sie bieten jedoch das Potenzial zur Entstehung gänzlich neuer sozialer Formen. Powells Forschungspapier handelte auf theoretischer Ebene vom Verhältnis zwischen Struktur und Handlung, der Beziehung zwischen Netzwerken und Organisationen und von den Differenzen zwischen Institution und Praxis, aus denen soziale Neuerungen entstehen.

Die Studie von Victoria Johnson, University of Michigan, untersuchte die Bedingungen von Erfolg und Misserfolg zweier Versuche im 19. Jahrhundert, einen Botanischen Garten nach europäischem Vorbild in der Stadt New York zu etablieren. Ihre Studie verglich, wie institutionelles Unternehmertum und makrostrukturelle Prozesse von Politik, Kultur und Ökonomie in konkreten Projekten aufeinandertrafen, die entweder scheiterten oder aber das institutionelle Arrangement zu transformieren in der Lage waren. Ein interessanter Bezug ergab sich dabei zu der Studie, die Giuseppe Delmestri, Johannes Kepler Universität Linz, vorstellte. Er beschrieb, wie seit den 1970er Jahren Grappa als italienisches Nationalgetränk etabliert wurde. Seine Studie, die nach eigenem Bekunden mit intensiver Feldforschung verbunden war, isolierte drei Logiken, nach denen Grappa vom Stigma eines Getränks der armen Leute befreit und für einen größeren Markt zugänglich gemacht wurde. Neben den Versuchen industrieller Großhersteller, durch intensives Marketing Grappa zum Standardgetränk der gehobenen Mittelklasse („von FIAT zu Lancia“) zu machen, gab es eine Verbindung ländlicher Hersteller zu einer sozialen Bewegung, die Grappa zu einem authentischen, natürlichen Getränk der italienischen Nation stilisierte. Über längere Zeit war jedoch vor allem eine dritte Logik erfolgreich: Die Nonino-Familie griff zwar die Werte der ländlichen Hersteller auf, verband sie aber mit dem Versuch, ihren eigenen Grappa als hochpreisiges Luxusprodukt auf dem Markt zu platzieren. Das soziologische Puzzle war auch hier, wie individuelles Unternehmertum – in diesem Fall das der Familie Nonino – durch institutionelle Bedingungen gerahmt wurde und welche organisationalen Formen es für seine Zwecke nutzen konnte.

Henning Hillmann, Universität Mannheim und bis vor einem Jahr selbst in Stanford, präsentierte ein Rätsel der anderen Art. In äußerst umfassenden Netzwerkstudien analysierte er Handelsbeziehungen im zaristischen Russland der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Das grundlegende Problem ist, wie Vertrauen in ökonomischen Beziehungen bestehen kann, wenn staatliche Institutionen fehlen, die in der Lage wären, Vertragsvereinbarungen und Eigentumsrechte durchzusetzen. Hillmann untersuchte konkret, wie sich Partnerschaften zwischen Händlern zur Finanzierung neuer Unternehmungen zusammensetzten. Es zeigten sich deutliche Unterschiede zwischen Zentrum und Peripherie innerhalb des Händlernetzwerks. Während in der Peripherie Partnerschaften verstärkt auf Reputationsmechanismen aufbauten, die geschlossene und homogene Gruppen voraussetzen, konnten Händler im Zentrum auch Partnerschaften mit fernerstehenden, sozial heterogenen Partnern eingehen. Der Vortrag von Bruce G. Carruthers, Northwestern University, konnte dem Zuhörer als thematisches und methodisches Gegenstück zu Hillmanns Arbeit erscheinen. Carruthers' Studie betrachtete die Entstehung von Kreditratings im 19. Jahrhundert in den Vereinigten Staaten. Seine Präsentation begann mit einer Folie, auf der zunächst eine Darstellung des Netzwerks US-amerikanischer Finanzunternehmen im Jahr 2004 zu sehen war, bevor er in die Ursprünge des Kreditratings hinabstieg. Im Jahr 1841 wurde mit der Mercantile Agency das erste Unternehmen gegründet, das systematisch und flächendeckend Informationen über die Kreditwürdigkeit von Unternehmen sam-



melte. Die qualitativen Berichte, erstellt von lokalen Zuträgern, wurden von der zentralen Agentur in Skalenratings überführt und schließlich durch ein kompliziertes Vertriebssystem zahlenden Kunden zur Verfügung gestellt. Carruthers rekonstruierte zum einen den verborgenen Transformationsprozess von Berichtskladden zu Triple-A-Ratings, um sichtbar zu machen, welche Informationen zu jener Zeit als tatsächlich relevant erachtet wurden. Zum anderen testete er den Erfolg dieser Ratings, die Kreditwürdigkeit eines Unternehmens vorherzusagen, der zumindest in Teilen historisch gegeben war. Die weitere Geschichte des Kreditratings wurde in Carruthers' Vortrag nur angerissen. Einmal institutionalisiert, wird Kreditrating zum festen und selten hinterfragten Bestandteil der Mechanismen des Finanzmarktes und geht schließlich auch in Maßnahmen zur politischen Steuerung ein.

Am letzten Tag des Workshops wurde die Universität zum Gegenstand der Vorträge und Diskussionen. Gili S. Drori, Stanford University und Hebrew University of Jerusalem, untersuchte, wie Universitäten sich zunehmend als Marke zu etablieren versuchen und dabei an globalisierte Modelle der Universität anpassen. Um den weltweiten Wandel der Universität vergleichend zu analysieren, nutzte die Studie ein Vorgehen, das in der Diskussion als besonders innovativ hervorgehoben wurde. Sie baute zum einen auf einer Inhaltsanalyse von Siglen, Logos und Webseiten auf, zum anderen verwendete sie Netzwerkanalysen, um die Positionierung von Universitäten sichtbar zu machen. Jason Owen-Smith, University of Michigan, hatte in einem Vortrag zuvor die Netzwerkpositionen von Hochtechnologieunternehmen im Sinne der Theorie des Market-Signallings interpretiert. Unternehmen geben sich demnach eine bestimmte Identität durch ihre Beziehungen zu Handelspartnern, die sie im Portfolio zusätzlich herausstellen. Owen-Smith zeigte empirisch, wie der Marktwert des Unternehmens abhängig ist von der richtigen Mischung aus signalisierter Zugehörigkeit und Distinktion in einer bestimmten Branche. Drori wiederum wies nach, wie Universitäten ein Selbstverständnis entwickeln, bei dem Signalling eine immer größere Rolle spielt.

Der Vortrag von Georg Krücken, damals Universität Speyer, inzwischen zum Leiter des Internationalen Zentrums für Hochschulforschung an der Universität Kassel berufen, schloss den öffentlichen Teil des Workshops ab. Er analysierte in vergleichender Perspektive den globalen Wandel der Universität. Die übergeordnete Frage war, ob sich der weltweite Wandel als Amerikanisierung der Universität verstehen lässt. Krücken zufolge fungiert das amerikanische System zwar als Vorreiter bei den allgemeinen Trends und als Modell in Bildungsreformen weltweit. Zugleich aber sprechen historische Abhängigkeiten, frappante Gegenbeispiele und gleichsam natürliche Grenzen der Verbreitung gegen die These einer Amerikanisierung.

Die exklusiven Arbeitssitzungen an den Nachmittagen waren von den Forschungsinteressen der jeweiligen Dozenten und den Projekten der Doktoranden geprägt. Ein verbindendes Leitmotiv der Diskussion war die Frage, welche Rolle individuelles Handeln gegenüber institutionellen Logiken in Wandlungsprozessen spielt. Eine Reihe von Projekten beschäftigte sich mit Unternehmertum und formulierte damit eine besondere Herausforderung an die Grundproblematik des Mikro-Makro-Links. Methodisch wurde die Messbarkeit institutioneller Effekte diskutiert, und es wurden Kriterien erörtert, nach denen sich theoretische Schlüsse aus Studien mit geringer Fallanzahl ziehen lassen. Netz-

werkanalysen, aber auch der Umgang mit Archivmaterialien und Konzepte für vergleichende Studien waren die Werkzeuge, die intensiv verhandelt wurden.

Aus der Vielfalt der vorgestellten Projekte und diskutierten Probleme ergab sich eine Reihe von Querbezügen und vergleichenden Diskussionen, die zuvor aufgeworfene Fragestellungen wieder aufnahmen. Das Format des Workshops – der Wechsel zwischen öffentlichen Vorträgen und exklusiven Arbeitssitzungen – schien für solche Diskussionen von Vorteil zu sein.

Im Anschluss an die Vorträge von Drori und Krücken zur Universität merkte Owen-Smith an, wie sehr die soziologische Organisationsforschung offenkundig auf den Bereich der Wirtschaft konzentriert sei. Starke Strömungen innerhalb der Soziologie wie die sogenannte neue Wirtschaftssoziologie scheinen diesen Trend zu fördern. Vor diesem Hintergrund erschienen nicht nur die Vorträge zum Wandel der Universität, sondern auch die Arbeiten von Victoria Johnson als Beispiele für produktive Gegenbewegungen.

Im Bereich der Methoden verwies der Workshop ebenfalls auf neue Wege in der Organisationsforschung. Zahlreiche aktuelle Arbeiten versuchen, ein institutionalistisches Vorgehen mit Netzwerkforschung zu verknüpfen. Ein weiteres methodisches Problem der Forschung ist die Frage nach der angemessenen Analyseeinheit. So machte die Diskussion im Anschluss an den Vortrag von Delmestri beispielhaft deutlich, dass kleine Samples und Einzelfallstudien zwar eine eingehende Analyse institutioneller Logiken ermöglichen, sich aber daraus Herausforderungen für die theoretische Deutung und die Verallgemeinerung der Ergebnisse ergeben können.

Als theoretische Einsicht wurde während des Workshops häufig formuliert, dass für die institutionalistische Organisationsforschung die Auseinandersetzung mit den Annahmen der ersten neoinstitutionalistischen Arbeiten nach wie vor bedeutend ist. Kritikpunkte, die allgemein bereits seit langem anerkannt sind – vor allem die Frage nach der Rolle des Individuums, seiner Handlungen und seiner Beziehungen in einem institutionellen Arrangement –, werden nun im Kontext von konkreten Forschungsfragen und -designs verhandelt. Die Diskussion scheint geeignet, die Organisationsforschung über Analysen im Geiste der inzwischen klassischen Arbeiten des Neoinstitutionalismus endgültig hinauszuführen.

*Stephan Paetz*